

Gegen die Welt, wie sie ist. Versuch über Thomas Bernhard als Realist

Uwe Schütte

Kunst erkennt nicht dadurch die Wirklichkeit, daß sie sie, photographisch oder ‚perspektivisch‘ abbildet, sondern dadurch, daß sie vermöge ihrer autonomen Konstitution ausspricht, was von der empirischen Gestalt der ‚Wirklichkeit‘ verschleiert wird.
(T.W. Adorno: *Noten zur Literatur*)

Für mich war Thomas Bernhard immer Realist. Nicht im Sinne einer realistischen Abbildung der Wirklichkeit, naturgemäß, sehr wohl aber in der wahrhaften Darstellung der Welt, wie sie ist aber nicht sein sollte. So spazierte ich im Sommer 1997 mit dem jüdischen Remigranten Walter Singer, dessen Schicksal Gerhard Roth in seinem dokumentarischen Bericht *Die Geschichte der Dunkelheit* (1991) aufgezeichnet hatte, von dessen Wohnung in der Wiener Leopoldstadt durch die Innere Stadt. Unser Ziel war der von Singer geliebte Volksgarten. Da wir zuvor noch kurz seine Tochter besucht hatten, die im Buchladen des Jüdischen Museums arbeitete, führte unser Weg durch die Stallburggasse. Am Café Bräunerhof hielt Singer plötzlich inne, um mir zu erklären, dass es sich um das Stammlokal von Bernhard gehandelt habe. Tief versunken horchte Berger in sich hinein, um mir dann in einem Gedankensprung mitzuteilen, daß auch er „in die Wiener Falle“ gelaufen und nun zu alt sei, um sich – noch einmal – aus ihr zu befreien.

Natürlich verstand ich, worauf er sich bezog: *Heldenplatz*. Und über den Heldenplatz gingen wir dann ja in zum Volksgarten, dem Schauplatz der zweiten Szene von Bernhards Skandalstück, in dem just jene Worte aus dem Mund des aus England in seine Heimatstadt zurückgekehrten Professor Robert Schuster fallen, einer Bühnenfigur, die nun gar nicht mehr so fiktiv erschien. Daß Imre Kertész erklärte, er habe die Dialoge in *Heldenplatz* wortwörtlich so auch aus den Mündern ungarischer Juden gehört, erfuhr ich erst später. Es hat mich kaum erstaunt.

Betroffen machte mich im übrigen auch, daß der reale Singer, so wie der fiktive Professor Schuster, seine Emigrationszeit in Großbritannien verbracht hatte, und dies an Orten, an denen ich mich Dekaden später aufhielt, nachdem ich im Herbst 1992 ins Vereinigte Königreich übersiedelte. In England nämlich war eine durchaus auf meritokratischen Prinzipien beruhende Universitätskarriere möglich, während mir in

Deutschland aufgrund meiner Herkunft das notwendige soziale ‚Startkapital‘ fehlte, das an einer akademischen Ausbildungsstätte wie dem Germanistischen Institut der Universität München offensichtlich nötig war, um reüssieren zu können in der Masse der Studenten, in der sich eine ohnehin schon nicht geringe Zahl illustre Nachnamen tragender Sprößlinge adeliger Provenienz, sowie höhere Töchter und Söhne bekannter Akademiker tummelte.

Erinnerlich ist mir u.a. noch die pseudo-aristokratische Attitüde einer Frau van So-undso, eine in München geborene Studentin, deren Vater wohl aus den Niederlanden stammte und die ihren mittleren Namensbestandteil gerne undeutlich aussprach, um einem ein A für ein O vorzumachen. Durch seine snobistische Eitelkeit glänzte ein anderer Kommilitone, Absolvent eines katholischen Elitegymnasiums aus der Provinz, der mit einem bei Suhrkamp veröffentlichten Gedichtband renommierte und es heute immerhin bis zum Torhüter der deutschen Autoren-Nationalelf gebracht hat.

Unvergeßlich bleiben auch die Schachzüge der Dozenten und Studenten, die der Studienstiftung des Deutschen Volkes angehörten und vor Klausuren ohne große Scham ein Kennwort verabredeten, damit ein entsprechendes Prüfungsergebnis der Stipendiaten sichergestellt war. (Dank Internet läßt sich schnell zu überprüfen, daß das System der Begabtenförderung funktioniert angesichts der Vielzahl entsprechender Lehrstuhlinhaber, insbesondere an den prestigereichen Universitäten.)

Gerade die Münchner Studentenzeit zu Ende der achtziger Jahre markierte so auch die Hochphase meiner primär aus dem skizzierten Ressentiments gespeisten kulti-schen Verehrung des damals von meinem Elternhaus im Chiemgau noch keineswegs so weit entfernt lebenden Thomas Bernhard. Daß ich in der Phantasie immer wieder die Vorstellung durchspielte ihn in Ohlsdorf aufzusuchen oder bei Aufhalten in Wien die Hoffnung nie aufgab, Bernhard beim Spazieren auf dem Graben oder beim Zeitunglesen im Bräunerhof einmal aus der Distanz beobachten zu können, muß ich eingestehen. Ebenso, wie daß es mich nach seinem Tod gereut hat, es trotz aller apo-logetischen Lächerlichkeit nie versucht zu haben.

Tröstlich wenigstens, daß ich damit nicht allein dastand. Der Kult um Bernhard trieb zumal nach dem Tod des Autors dann ja ganz abstruse Blüten. Seitdem mag er durch Höhen und Tiefen gehen, doch grundsätzlich ist an der Verklärung Bernhards zum Heiligen nicht mehr zu rütteln. Dass der Hl. Thomas in der katholischen Vorstellungswelt zufällig pejorativ als (zunächst) ‚ungläubiger‘ Apostel gilt, weil er an das christliche Dogma von der Wiederauferstehung nicht glauben wollte, ist ein sinniger

Zufall angesichts des zeitlebens gegen den Katholizismus polemisierenden Bernhard. Mit Ammenmärchen, welcher Provenienz auch immer, wollte er sich nie abspesen lassen.

„Ich brauch nix erfinden“, versicherte Bernhard in einem Interview. „Die Wirklichkeit ist viel scheußlicher.“ Ihn als einen realistischen Schriftsteller zu begreifen, fiel mir also aus verschiedenen Gründen kaum schwer. Was Bernhard über den Katholizismus und den Nationalsozialismus sagte, und darüber, wie beide zusammenhängen, hatte ich als langjähriger Ministrant in der Pfarrkirche St. Stephan genügend Anschauungsmaterial gesammelt. Eine Aufzählung erspare ich mir hier. Nur das über mich vom Mesner gesprochene Urteil, demzufolge, wer viel liest, mit der Wirklichkeit nicht zurande komme, sei hier als ein zumal völlig harmloses Beispiel erwähnt. Und zwar deshalb, weil ich irgendwann verstand, dass er insofern recht hatte, als die Beschäftigung mit Büchern allgemein und der Literatur im besonderen ja eminent viel damit zu tun hat, die Wirklichkeit in jener Variante, wie sie die römisch-katholische Kirche, der Gebirgstrachtenerhaltungsverein und die damals das Bayernland noch mit 50 plus X beherrschende Christlich-Soziale Union darzustellen versuchte, nicht anzuerkennen.

Eigentlich alles, von dem Bernhard schrieb, war mir aus eigener Anschauung bekannt. Das kam freilich daher, daß ich zu Zeiten meiner Bernhard-Manie die Welt vornehmlich aus der Perspektive seiner Texte betrachte. Als Student begegnete ich in der Mensa an der Leopoldstraße etwa wiederholt jenen Typus des in die Jahre gekommenen, um nicht zu sagen gescheiterten Studenten, die ihre Studentenausweise bis ins x.te Semester weiterverlängerten, um sich Zugang zur subventionierten Verköstigung zu verschaffen. Notorische Billigesser mithin, deren Lebenseinstellung darin lag, „grundsätzlich billig zu essen und [...] grundsätzlich Wert auf ein billiges Essen Wert zu legen, was nicht heißt, daß diese Leute weniger gut essen als andere, im Gegenteil. Billigesser sind aus Überzeugung Billigesser, so Koller.“

Daß man mit der Physiognomik, so wie es Koller vorschwebt, die ganze Welt erklären kann, wird von Bernhard in den *Billigessern* gehörig ironisiert. Dennoch war Bernhard natürlich ein überzeugter Physiognomiker. So wie ich. Beim spektakulären Austritt aus der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung angesichts der Aufnahme des mehr durch seine TV-Auftritte als Volksliedbarde denn aufgrund seiner literarischen Meriten bekannten Walter Scheel, wurde Bernhard, der einen geharnischten Brief geschrieben hatte, in dem er den deutschen Ex-Bundespräsidenten übel

beschimpfte, von André Müller gefragt, ob er denn den Politiker überhaupt kennen würde. Er antwortete: „Ich brauch ihn ja nicht zu kennen. Es genügt ja, wenn man den anschaut und hört, was er redet. Die Physiognomie eines Menschen ist ja was sehr Interessantes, da ist ja alles schon drin.“

Eine verkürzte Ansicht, gewiß, aber man braucht nur einmal mit offenen Augen durch den Innenstadtbereich einer britischen Großstadt zu gehen, um zu sehen, dass Bernhard Recht hat. Geradezu beängstigend ist die eben nicht nur durch Kleidungs-codes markierte Differenz zwischen der Unterschicht einerseits, an deren gedrückter Statur eine sich über Generationen erstreckende soziale Exklusion sichtbare Spuren hinterlassen hat, und den Herrenmenschen andererseits, die krawattenbewehrt in Anzügen bzw. im Businesskostüm und auf Stöckelschuhen einherschreiten mit verbissenen Gesichtszügen, die das Äquivalent der von hochpolierten Fassaden umschlossenen Bürogebäude darstellen, in denen sie ihrem Zerstörungsgeschäft nachgehen.

So reichst Du also den Kelch an mich weiter, von dem ich gestern noch befürchtete, nein dachte, er sei an mir vorübergegangen. Nun, danke dafür. Da zu dem, was wir beide vorhaben, aber eben zwei gehören, meine ich das nachfolgende als Vorschlag, nicht als Vorschrift (wobei ich eben – auch dies vielleicht irrig?? – davon ausgehe, dass Dir in diesen Sachen ein gemeinschaftliches Vorgehen vorschwebt; solltest Du allerdings zu den Frauen gehören, die vom Mann die Führerschaft im Bett und den Marschbefehl beim Sex schätzen (sobald ein Maß an Vertrauen vorhanden ist), dann lass mich das gerne wissen): Nachdem wir einen gewissen, erfreulichen Grad an Intellektueller wie menschlicher Harmonie festgesellt haben, sollten wir nach meiner geringen männlichen Meinung nun eruieren, ob wir auch in sexueller Hinsicht die sprichwörtliche Wellenlänge(n) teilen. Bei mir ist es ja nicht nur so, daß ich einen libidinösen Überschuß, der sich in den letzten Monaten und Jahren angestaut hat, loswerden möchte mit einer Gleichgesinnten, sondern auch bestimmte Faibles und Vorlieben genießen bzw. ausleben möchte, so etwa das Dir ja bekannte Intresse an Nylons, Stöckelschuhen, Fußmassagen, Zehenringfaible, usw. (Plus einige mehr natürlich, mein Interesse am weiblichen Körper beginnt zwar unten, erfordert aber ja auch das erforderliche ‚Oben‘ (Intellekt..) und konzentriert sich dann natürlich insbesondere auf die Körpermitte um Schoß und Po, just in case...)

Jedenfalls – hier bin ich wieder der unsichere Uwe aufgrund meiner Erfahrungen – fürchte ich ein wenig, dass dich dergleichen nerven bzw. langweilen könnte. Darüber, was Du Dir insbesondere im Bett erwartetest weiß ich ja noch zu wenig um eine

Voraussage machen zu können, ob ich sie Dir in einer Weise erfüllen kann, die Dir zusagt. Dass Du jednefalls auf eine Potenz hoffst, die der meines Forschungsoutputs entspricht, hast Du ja zumindest angedeutet... Insofern führt doch kein Weg vorbei an der sexuellen Probe aufs Exempel, finde ich. Was findest Du Anbetungswürdige?

PS Als schnelle Infos zu den Rahmenbedingungen: Seit heute fühle ich mich endgültig krank, wenn auch nur Erkältung, insofern sollten wir auf Austausch von Körperflüssigkeiten diese verbleibenden Werkstage verzichten, Weekend ist Familienprogramm wie immer, also ein Termin nächste Woche? Von 20. – 26.9. bin ich samt Familie in Wien bzw. beim Europäischen Literaturfestival in der Wachau, wo ich bei paar kulturkonservative Thesen zum Thema „Das e-Book als Zukunft der Literatur“ verzapfen werde.

Auf Thomas Bernhard aufmerksam gemacht hatte mich ein älterer Kollege zu meiner Zeit als Zivildienstler, der sich für den Gegenwert von rund fünf Tagessold die unlängst erschienene *Auslöschung* gekauft hatte, unaufhörlich darin las und nicht aufhörte, die ungeheure Genialität des Autors zu beschwören. Irgendwann von den Elogen des Kunststudenten angesteckt, besorgte ich mir *Alte Meister* aus der Münchner Stadtbücherei, das ich in einem Zug an einem drückend heißen Sommersamstagnachmittag in einer kühlenden Badewanne liegend las. Als ich aus der Wanne ausstieg, war nichts mehr wie zuvor.

Neugierig auf Bernhards Lebensgeschichte geworden, nahm ich mir als nächstes seine Autobiografie vor. In einem Antiquariat kaufte ich ein wohlfeiles Mängel Exemplar der Taschenbuch-Ausgabe von *Ein Kind*. Damals verfügten die dtv-Bände ja noch durchgehend über die von mir nie sonderlich geschätzten Umschlagillustrationen von Celestino Piatti. Die auf *Ein Kind* mit Federstrichen gezeichnete Eisenbahnbrücke kam mir irgendwie vertraut vor, ohne dass ich hätte wirklich sagen können, warum. Die Lektüre des ersten Satzes traf mich dann wie ein Schlag, beginnt doch die Geschichte von dem unglückseligen Ausbruchsversuch mit dem Waffenrad des Stiefvaters auf dem Stadtplatz von Traunstein, jener oberbayerischen Kleinstadt, die mir als Jugendlicher von meinem rund zehn Kilometer entfernt liegenden Dorf immer als urbaner Fluchtpunkt vorkam, nicht nur weil es dort Plattenläden gab, sondern vor allem wegen der zwei Buchhandlungen, die damals ein durchaus anspruchsvolles Sortiment ausliegen hatten. Die Eisenbahnbrücke, welche Piatti für den Umschlag gezeichnet hatte und die Bernhards Großvater angeblich mit anarchistischem Impetus in

die Luft sprengen wollte, entpuppte sich als jener Viadukt, auf dem wir mit dem Zug gelegentlich ins nahegelegene Salzburg führen.

Daß Bernhard dort, auf dem „im Grunde durch und durch menschenfeindlichen architektonisch-erzbischhöflich-stumpfsinnig-nationalsozialistisch-katholischen Todesboden“ Salzburgs seine Jugend verlebt hatte, erfuhr ich dann in *Die Ursache*. Auch wenn sich Bernhards Verdammung der Stadt nicht mit meinem komplett positiven Bild von ihr deckte, konnte ich seine als Hass auftretende Zuneigung über den Ort der Herkunft sehr wohl verstehen und teilen. Wie auch die Notwendigkeit, sich unter solchen Umständen eine andere Heimat zu suchen, die weiter und freier ist, und an keinen bestimmten Boden gebunden bleibt.

Die dem Band als Motto vorangestellte Zeitungsmeldung, derzufolge das Bundesland Salzburg 1975 europaweit die höchste Rate an Selbstmordversuchen aufwies, hielt ich lange für eine Erfindung, bis ich vor kurzem las, daß es sich um eine authentische Meldung handelte, auf die Bernhard zudem erst nach Abschluss seines Bandes stieß und sie nachträglich zur Bekräftigung des darin gezeichneten Düsterbildes einfügte, anstelle der sonstigen Blütenlese aus dem Fundus seines Klassikerzirkels von Pascal bis Schopenhauer. Wie gesagt: Bernhard, der Realist.

Naiv, und begeistert, wie ich damals war, nahm ich an, Bernhard habe in den fünf autobiografischen Bänden seine Lebensgeschichte, so wie sie war, aufgezeichnet. Heute wissen wir, daß mehr Dichtung als Wahrheit darin zu finden ist. Tatsächliche Wahrheit entsteht jedoch erst durch Übertreibung. Und hat nichts mit Faktentreue zu tun. Auch wenn von Bernhard oftmals Realia seiner Lebenswelt detailgetreu ins Werk eingebaut werden, etwa in *Beton*, wie dass der Briefträger am Vierkanthof die Post „durch das immeroffene Fenster auf der Ostseite, im sogenannten Mostpressenzimmer, hereinwirft“.

Daß mir Bernhard in seinen autobiografischen Texten, wie man so schön sagt, aus dem Herzen sprach, zeigte sich etwa an dieser Passage, auf die ich in *Der Keller* stieß und die eine der absoluten Grundfesten meiner Lebenseinstellung bis ins kleinste Detail noch ausspricht: „Im Grunde ist der Samstag ein gefürchteter Tag, noch vielgefürchteter als der Sonntag, denn am Samstag weiß jeder, daß noch der Sonntag bevorsteht, und der Sonntag ist der furchtbarste Tag, aber auf den Sonntag folgt der Montag, und der ist der Arbeitstag, und das macht den Sonntag erträglich. Der Samstag ist fürchterlich, der Sonntag furchtbar, der Montag bringt die Erleichterung“, so Bernhard.

Bezeichnend ist für das, was Bernhards Texte als Referenzfolie der Wirklichkeit leisten, die Volte, in der ein homosexueller Schützling eines rechtspopulistischen Politikers, welcher sich im Alkoholrausch zu Tode gefahren hat, just jenen Begriff, den der Erzähler in *Alte Meister* für seinen lebenslangen Partner geprägt hat, approbierte, um seine enge Stellung zum toten Förderer und seine Trauer um den vorzeitigen Verlust des Politikers zum Ausdruck zu bringen. Wenn auch auf verquere Weise, hat sich in dieser Beziehung Ziehsohnes zu seiner als ‚Lebensmenschen‘ verklärten Mentorgestalt nochmals gezeigt, welchen zentralen Platz die Texte Bernhards zu erobern vermochten im kollektiven Unterbewußtsein der Österreicher

Ihm, der das Verschwiegene oder nur verschwiegen Gesagte offen aussprach, wird nun nachgesprochen, so daß am Ende nicht mehr eindeutig ist, wer mit wessen Stimme spricht. Wie eminent sprachkritisch Bernhards Werk ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Man denke etwa an die Treffsicherheit, mit der er in *Holzfällen* eine Phrase wie die vom „*künstlerischen Abendessen*“ durch Kursivierung und Repetition in ihrer bürgerlichen Hohlheit dekuviert, ganz zu schweigen vom exzessiven Einsatz seines gleich einer Waffe gebrauchten Adjektivs „sogenannt“, mit der er alles entwertet, von der sogenannten Demokratie über die sogenannte Kultur bis zum sogenannten Feuilleton. Dem pathetischen Ernst und der lächerlichen Gravitas, mit der die Monumente der Kultur und die Repräsentanten der besseren Gesellschaft auftreten, hält er seinen subversiver Humor entgegen, welcher der Lächerlichkeit preisgibt, was anerkannt ist, wertgeschätzt wird oder als herausragend gilt: das Hehre und Heilige wird von Bernhard profaniert, das Abgehobene auf seine allzu banale Grundlage heruntergezogen und das Exemplarische durch groteske Parodie entstellt.

Bernhards unaufhörlich betriebener Zersetzungsarbeit geht es darum, Kernbegriffe, auf denen nicht nur soziale Hierarchien beruhen, auszuhebeln in ihrer unhinterfragten Geltung. Die, die gerne großsprecherisch auftreten, läßt Bernhard sich selbst ihrer Dummheit überführen. Den Profit davon, das Lachen, haben wir. Ob das nun der bemitleidenswerte Theatermacher ist, der in Utzbach sein *Rad der Geschichte* aufführen will oder der angesehene Literarchef der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der uns anlässlich des Vorabdrucks von *Meine Preise* fachkundig in die Handlung einführt, und den Lesern seines Feuilletons dabei Thomas Bernhard als den „Neffen“ von Hedwig Stavianicek vorstellt, bezeichnet der Schriftsteller sie doch im Text mehrfach als seine „Tante“. Und ist es nicht ein wunderbarer Zufall, daß „Meine Preise“ gerade

jenes Buch ist, in dem Bernhard am deutlichsten die miese Mischung aus Kulturbürokratie, künstlerischem Opportunismus, politischer Ignoranz und medialer Beweihräucherung bildungsbürgerlicher Werte geißelt, daß also gerade hier dem Redakteur ein für seine Ignoranz bezeichnender Fehler unterläuft?

Die Wut und der Zorn, die Bernhards Tiraden befeuern, entzündeten sich an der Anmaßung, mit der vermeintliche Autoritäten uns ihre Sicht der Welt aufzunötigen versuchen, egal ob von der Kanzel oder vom Katheder, bei der Regierungserklärung oder Parlamentsansprache, auf dem Talkshowsessel oder in der Zeitung. Bernhards sprachliche Zersetzungsstrategien sind dies eminent ‚karnevalistische‘ Verfahren, deren Ziel die Auflösung traditioneller bzw. offizieller Ordnungen und Systeme ist. Folgerichtig ist Bernhards ätzende Kritik an den herrschenden Verhältnissen mit voller Absicht als Pauschalanklage weit abseits jeglicher Sachlichkeit angelegt.

Oft zitiert werden die Epitheta „Höhensonnenkönig“ oder „Salzkammerguttito“, mit denen der Querulant Bernhard seinen Lieblingsfeind Kreisky belegte, selten aber nur ergänzt durch dessen souveräne Antwort: „Ich habe gehört, das soll gut für seine Gesundheit sein, wenn er so schimpft. Wenn das so ist, soll es mich freuen.“ Natürlich hat Kreisky recht: Ein nicht unwesentlicher Grund für Bernhards Diatriben ist neben der spitzbübischen Freude an Tabubruch natürlich das Gefühl einer Erleichterung von psychischem Druck – ganz so, wie sich Bernhard in der bekannten Karikatur von Manfred Deix körperlich erleichtert an dem Kreisky gewidmeten Marterl, während Gerhard Roth und Peter Turrini als Ministranten die Prozession zu Ehren des Heiligen Bruno anführen.

Mittlerweile wissen wir doch ziemlich genau um die schwere psychische Beschädigung des Autors, die bereits mit der frühkindlichen Trennung von der Mutter einsetzte. Mithilfe der Literatur versuchte er sich vom Status des traumatisierten Opfers zu befreien. Sein Ruhm kompensierte, zumindest zeitweilig, das früh eingepfote Minderwertigkeitsgefühl durch die Schimpfreden seiner Mutter: „Mit teuflischen Wörtern [...] stürzte sie mich jedes Mal in den fürchterlichsten aller Abgründe, aus welchem ich dann zeitlebens nicht mehr herausgekommen bin“, heißt es in *Ein Kind*. „In den Träumen werde ich noch heute damit gepeinigt.“ Durch seine verbalen Attacken auf Repräsentanten der Macht konnte auch er vorübergehend das befreiende Gefühl auskosten, ein aggressiver Täter zu sein und ihnen mit der Macht des Wortes entgegen zu treten. Ein Gefühl, das bei der Lektüre überträgt, zumindest auf jene Leser,

deren Affinität zu Bernhard auf ähnlichen Erfahrungen in der Kindheit und Jugend beruhen dürfte. Und das werden neben mir eine ganze Menge sein.

Jenseits solcher psychologischen Spekulationen aber müssen die Schimpftiraden ernst genommen werden als bewusste Aufkündigung der Regeln unserer Diskussionskultur, die sich im kodifizierten Spiel von Rede und Gegenrede erschöpft, ohne an der gesellschaftlichen Unrechtssituation oder den deprimierenden politischen Zuständen etwas zu verändern. Österreich, in seiner Spannung aus glorreichem Habsburgerreich und dem Diminutivstaat der Zweiten Republik, war in jeder Hinsicht das ideale Soziotop, um einen kontroversiellen Schriftsteller wie Thomas Bernhard hervorzubringen. Das Hohle, Dumme, Lächerliche, aber auch das Perfide, Obszöne und Widerwärtige, das unser gegenwärtiges Europa so weitgehend kennzeichnet, tritt im Schrumpfstaat der Republik Österreich nur umso deutlicher hervor, weil es sich um ein politisch wie ökonomisch völlig unbedeutendes Land handelt. (Daß dann ausgerechnet ein reueunwilliger Nationalsozialist und ein dubioser Bodybuilder auf internationaler Bühne zu Aushängeschildern dieses Staats wurden, war insofern nur konsequent.)

Ein kurzer Aufenthalt in Wien reicht, um sich einen Eindruck von dem zu verschaffen, was Bernhard wütend machen mußte: die überhebliche Eitelkeit, mit der das gehobene Bürgertum beim Shopping in der Kärntner Straße ihre lächerliche Distinguiertheit inszeniert; die Selbstverständlichkeit, mit der eine Horde von Nazi-Idioten ‚Heil Hitler!‘ gröhrend über den Morzinplatz zieht, was die Wiener so wenig zu stören scheint wie die in vollem Wicks auftretenden Burschenschaftler, die sich ohne Scham vor der Universität zeigen und eher verwundert darauf reagieren, wenn sie von einem deutschen Wienbesucher beschimpft werden.

Die Empörung und der Grimm, die Bernhards Schimpfreden anheizten, resultierten wohl daraus, was sein Heimatland ist, und was es sein könnte, oder vielmehr sein sollte. Vor allem und insbesondere nach dem, was es an Verbrechen unter dem aus Braunau stammenden ‚Führer‘ verübt hatte. Bernhards Verweigerung jeglichen Einverständnisses mit dem *status quo* durch die Einnahme einer radikal subjektiven Perspektive trat aber wohlweislich nie mit jenem Wahrheitsanspruch auf, der die Phrasendreschereien politischer Entscheidungsträger und der in den Medien auftretender ‚Experten‘ kennzeichnet: „Manchmal erheben wir alle unseren Kopf und glauben die Wahrheit oder die scheinbare Wahrheit sagen zu müssen und ziehen ihn wieder ein“, notierte er. „Das ist alles.“

Dass man Thomas Bernhard nach seinem Tod als eine Art modernen Klassiker österreichischer Kultur, wenn nicht gar als Staatsdichter vereinnahmen würde, war ihm klar. In dem zwei Tage vorm Eintritt des Todes unterzeichneten Testament bestimmte er: „Ausdrücklich betone ich, daß ich mit dem österreichischen Staat nichts zu tun haben will, und ich verwahre mich nicht nur gegen jede Einmischung, sondern auch gegen jede Annäherung dieses österreichischen Staats meine Person und meine Arbeit betreffend in alle Zukunft.“ Dass alle Feindschaft mit dem Tod endet, war kein Satz, an den Bernhard glaubte. Ganz im Gegenteil.

Auch außerhalb Österreichs läuft die Vereinnahmungsmaschine wie geschmiert. So hat etwa Bernhards zeitweiliger Wohnort Traunstein, der in *Ein Kind* ja besonders schlecht wegkommt, 2009 ein umfangreiches Bernhard-Festival organisiert und eine Stiege nach ihm benannt, nachdem jahrzehntelang nur eine unauffällige Bronzetafel am ehemaligen Wohnhaus an ihn erinnerte. (Dass keine fünfzig Meter davon entfernt seit Juli 2007 an der Pfarrkirche St. Oswald unübersehbar eine Benedikt XVI.-Büste steht, verweist auf die merkwürdige Koinzidenz, dass der junge Josef Ratzinger dieselbe Schule wie Bernhard besuchte und in der *Ein Kind* beschriebenen Kirche seine Primiz feierte.)

Damit Bernhard als Klassiker inthronisiert wird, hat zwei Jahrzehnte lang die Literaturwissenschaft gearbeitet. Bernhard selber hat sich über die Germanistik freilich immer nur lächerlich gemacht. Oder höchst abfällig geäußert. Kein Wunder. Um die literaturwissenschaftliche Betreuung seines Werks kümmert sich, wie bei vergleichbar großen Autoren leider fast immer, ein erlauchter Kreis von Gralshütern, wodurch indirekt aber gezielt ein bestimmtes Bild des Werkes befestigt wird. In jedem Sammelband, bei jeder Konferenz, auf jedem Bildband – immer die selben Namen. Ein fortwährendes Recycling des bereits Bekannten. Immerhin gilt es, gewonnene Einflußbereiche zu verteidigen und sichere Pfründe zu bewahren. Exzentrische Perspektiven aufs Werk kommen daher im offiziösen Diskurs kaum vor. Einmischung von außen ist nicht unbedingt willkommen. Die, die mal was anderes über Bernhard zu sagen hätten, melden sich daher vielleicht auch erst gar nicht zu Wort.

Nehmen wir nur die Werkausgabe: Sie erscheint in einem deutschen Verlag, naturgemäß ist aber kein einziger Deutscher daran beteiligt. Dabei hat es Bernhard insbesondere der emsigen Arbeit deutscher Germanisten zu verdanken, auch außerhalb Österreichs über den Status einer literarischen Ikone zu verfügen. Von dem spezifisch österreichischen Kontext, aus der Bernhards Literatur kommt, haben sie freilich zu-

meist kaum ein Gespür. Nicht nur die Austriazismen, die Bernhard so wichtig waren, daß er sie gegen Eingriffe seiner Lektoren verteidigte, stiften öfters eine komische Verwirrung. Dass manche deutsche Literaturwissenschaftler den Graben zunächst für eine größere Baustelle in Zentralwien oder einen Wetterfleck für ein meteorologisches Phänomen halten, gehört zu den Fährnissen ihres Unterfangens.

„Skandalautor“ war Bernhard eigentlich nur insofern, als er beständig auf die skandalösen Zustände aufmerksam machte, die spezifisch in Österreich, aber auch allgemein in sogenannten liberaldemokratischen Staatsordnungen herrschen. Skandalös, um nochmals auf die Causa Scheel zurückzukommen, war doch dessen Aufnahme in die Deutsche Akademie, ein offenkundig opportunistischer Akt der Akademie-Funktionäre, und eben nicht der per offenen Brief erklärte Austritt Bernhards. Was hingegen als „Skandale“ in die Bernhard-Legende eingingen, sind eher Epiphänomene, die aus seiner Rolle als Unruhestifter, Nestbeschmutzer und Raunzer hervorgingen. Der – wie immer – scharfsichtige Heiner Müller, angesprochen auf Bernhards Theaterskandale, formulierte: „Der Skandal ist ja das, was der Staat braucht. So ein Skandal hat doch eine ungeheure Ventilfunktion. Das lenkt ab von allen Fragen, die eigentlich zu stellen wären in Österreich.“

Durch sein Schreiben zeigt Bernhard immer wieder das Aporetische aller Politik auf, das von demokratischen Gutmenschen wie rechts- oder linksextremen Ideologen verleugnet wird, nämlich die tatsächliche Unlösbarkeit der Widersprüche des gesellschaftlichen Miteinanders. Das erklärt etwa, warum Bernhard sich am liebsten mit Landaristokraten und Wiener Großbürgern einerseits, Handwerkern, Dienstpersonal und gesellschaftlichen Außenseitern andererseits abgab. Bernhard wußte, daß es für jene, die wie er durchschauten, wie die Gesellschaft funktioniert, keine wirkliche Gemeinschaft geben kann. Dieses Paradox beschrieb er einmal so: Das „Volk verachten wär ja blöd. Aber in acht nehmen muß man sich, weil ja’s Volk genauso auf einen los geht, weil man ja nicht so ist wie sie: ‚Der geht spazieren!? Der g’hört weggeputzt!‘ Aber im Volk sein, das is aber ewige Sehnsucht. Und die sogenannten einfachen Leut’ verstehen meine Sachen besser als die anderen.“

Die reaktionäre Gesinnung der Provinzler, die Bernhard hier *en passant* brandmarkt, avanciert am Ende in einer überraschenden Wendung zur Voraussetzung eines Verständnisses seiner Texte. In der Tat war Bernhards Denken zu einem nicht gerin-

gen Teil reaktionär geprägt, wenngleich er ein intellektueller Reaktionär in der kulturkonservativen Tradition eines Emile Cioran oder Nicolás Gómez Dávila war.

Seine Übertreibungskunst war ja primär eine Vereinfachungskunst, indem er die komplexen intellektuellen Diskurse, mit denen in den Geisteswissenschaften über Gesellschaft und die Welt nachgedacht wird, rückhaltlos simplifizierte. Das drückte sich dann in Generalisierungen auf Stammtischniveau aus. Behauptungen etwa, wie daß Politiker stumpfsinnig oder katholische Würdenträger verlogen sind, besitzen aber durchaus einen triftigen Kern, was wiederum erklärt, warum Bernhards Texte auf so große Resonanz stoßen außerhalb eines spezifisch österreichischen Rahmens.

Warum Thomas Bernhard eine breite Leserschaft jenseits des germanistischen Fachpublikums anspricht, ist eine Frage, die nur tentativ zu beantworten ist. Vielleicht wie folgt: Angetrieben von einem manischen Produktionsimpuls veröffentlichte er seit 1970 jedes Jahr durchschnittlich ein Theaterstück oder ein Prosawerk. Allein das zeigt schon, daß ein innerlich angestauter Überschuß sich Ausdruck verschaffen wollte. Die Texte Bernhards – vom Hauptwerk der literarischen Prosa über die Theaterstücke, Reden, Leserbriefe und sonstige öffentliche Meinungsäußerungen – bilden einen Korpus, in dem aber nicht nur die immer erkennbare Stimme des Autors zu vernehmen ist. Aus der bald in 22, in blütenweiße Schutzhüllen gekleideten Bänden vorliegenden Werkausgabe spricht ein in der deutschsprachigen Literatur in vergleichbarer Form nicht auffindbares ETWAS.

Es ist die kollektive Stimme der monologisierenden Protagonisten und anonymen Erzählinstanzen; ein polyphones Gemurmel, das haltlose Übertreibungen, verleumderische Schimpfreden, brandmarkende Anklagen und anderes mehr von sich gibt. Diese polemische Rede in gängige politische Kategorien wie ‚reaktionär‘ oder ‚revolutionär‘ einordnen zu wollen, geht an der Sache vorbei. Daß sich darin Ressentiments ausdrücken, disqualifiziert die Rede keineswegs. Denn anders als in dieser agonalen Form kann sich die in den Verabredungen der medialen, akademischen und sonstigen Diskurse unterdrückte Rede nicht aussprechen, die den grundlegenden Skandal unserer sozialen Verfassung benennen will.

Bekanntlich vollzieht sich im Verlauf der Werkgenese eine Entwicklung von der Tragödie zur Komödie, vom düsteren Ernst zum subversiven Humor. Das anfangs Verbissene wird zunehmend durch das Karnevalistische ersetzt – an der grundsätzlichen Opposition zum Gegebenen und an der Anpassungsverweigerung ändert sich aber nichts. Eher im Gegenteil. Von Bernhard kann man insofern lernen, mit fort-

schreitendem Alter nicht milder und versöhnlicher zu werden angesichts der Unverbesserlichkeit der Welt, sondern radikaler, querulantischer, eigensinniger. Der Weltverbesserer, an sich eine lächerliche Figur, hat in dieser einen Hinsicht völlig recht, leider: „Wir können die Welt nur verbessern/ wenn wir sie abschaffen.“ Damit wird die bohrende Grundfrage nach einer gerechten Gesellschaftsordnung und einer anders gelagerten Ordnung der Dinge aber eben nicht beantwortet, sondern negiert. Darin liegt, so scheint mir, die eigentliche Provokation, die Bernhards Texte ausmachen. Wir müssen uns entscheiden, ob wir seine so abgrundtiefe Negativsicht aushalten können, oder ob wir – wie auch immer – opponieren gegen die Welt, wie sie ist.